

Spontane Prosozialität und reagierende Eltern

So interessant und aufregend diese Re-Interpretation der frühen Moralentwicklung zweifellos ist, lässt sie eine für unser Thema wesentliche Frage unbeantwortet, nämlich die nach dem ontologischen und funktionalen Verhältnis von Gewissen und Moral. Wenn es denn stimmen sollte, dass Menschen über zwei Moralsysteme verfügen (siehe Kapitel 3), nämlich über ein konsequenzialistisches, aus dem heraus eigeninteressierte Prosozialität und Altruismus entspringen und eine non-konsequenzialistische, dem Eigennutz gegenüber blinde Gewissensmoral, dann wären zwei analytisch zu trennende Entwicklungslinien anzunehmen. Von diesen könnte man zwar erwarten, dass sie vielfältig in Interaktion treten, aber was Thompson (2012) so überzeugend aufzeigt, nämlich dass sich die Entwicklungsdynamik von Moral in Richtung eigener Urteilsbildung beim Kind bewegt, wäre – in psychoanalytischer Sprache – eine Leistung des Ich. Die Rolle des Über-Ich in diesem Prozess bleibt hingegen unausgewiesen. Die von Thompson (2012) stark gemachte Auffassung einer Moralentwicklung, die auf ein moralisches Selbst mit eigener moralischer Urteilskraft abzielt, muss deshalb keineswegs in Widerspruch zu Auffassungen aus Psychoanalyse und analytischer Psychologie stehen, wonach das Gewissen auf bloßem, womöglich blindem Gehorsam der elterlichen Autorität gegenüber gründet (Von Raffay 2006).

Etwas expliziter sind in dieser Hinsicht Warneken und Tomasello (2009). In ihrer Übersichtsarbeit über die ontogenetischen

Wurzeln altruistischen Verhaltens kommen sie nach langjähriger Forschung in ihrem Labor zu recht eindeutigen Einsichten, was die jeweiligen Rollen von Kind und familiärem Umfeld in der Moralentwicklung betrifft. Zu Kernaussagen komprimiert, sehen ihre Schlussfolgerungen so aus:

- (1) Altruistische Tendenzen erscheinen früh in der Ontogenese, noch bevor Sozialisation einen wesentlichen Einfluss auf die kindliche Entwicklung haben konnte.
- (2) Sozialisationspraktiken in der frühen und mittleren Kindheit sind nur effektiv, wenn sie diese Prädispositionen berücksichtigen.
- (3) Nichtmenschliche Primaten zeigen altruistische Tendenzen ohne irgendwelche Sozialisationspraktiken.

Menschliche Kinder im Alter von 14 bis 18 Monaten unterstützen andere dabei, ihre Ziele zu erreichen, beispielsweise indem sie ihnen helfen, an Objekte außerhalb ihrer Reichweite zu gelangen oder Türen zu öffnen. Sie tun dies ohne irgendeine Anweisung oder Aufforderung durch Erwachsene (tatsächlich unterlaufen externe Anweisungen sogar diese Tendenz) und sehr wahrscheinlich ohne dass eine Gegenleistung erwartet wird, was Altruismus bei älteren Kindern und Erwachsenen aufrechtzuerhalten hilft. Auch die nächsten Primatenverwandten des Menschen, die Schimpansen, helfen anderen instrumentell ohne konkrete Aufforderung. Diese Ergebnisse sprechen dafür, dass menschliche Kinder von Anbeginn an prosozial sind. Erst später, wenn sie beginnen, mit einem breiteren Spektrum sozialer Kontexte umzugehen, gewinnen Sozialisation und Feedback aus sozialen Interaktionen an Bedeutung. Bedeutung aber nicht als im Sinne eines Verhalten generierenden Lehrmeisters, sondern im Sinne eines bloßen Mediators der anfänglichen prosozialen Tendenzen. Eltern entscheiden also wesentlich mit darüber, welche Form von Prosozialität und eventuell von kostspieligem Altruismus in der sozialen Praxis der Kinder eine wie große Rolle spielen soll, und es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, dass Eltern diesbezüglich Präferenzen hegen, die *ihren* Interes-

sen bestmöglich entsprechen. Inwieweit diese mit den Interessen der Kinder identisch sind, ist eine *a priori* nicht eindeutig zu beantwortende Frage. Wir werden weiter unten argumentieren, dass hier die ontogenetische Keimzelle dessen sichtbar wird, was evolutionsbiologisch als Eltern/Kind-Konflikt bezeichnet wird und was unserer Meinung nach sehr viel mit der individuellen Gewissensentstehung zu tun hat (Kasten 4-2).

Kasten 4-2: „Wer hält in meinem Zuge hier mich auf?“

„(Richard mit seinem Zuge, auf dem Marsch.)

Richard: Wer hält in meinem Zuge hier mich auf?

Herzogin: O sie, die dich möchte aufgehalten haben,
In ihrem fluchbeladenen Schoß dich würgend,
Eh' du, Elender, all den Mord verübt. [...]

Richard: Ein Tusch, Trompeten! Trommeln, schlaget Lärm!
Der Himmel höre nicht die Schnschnackweiber
Des Herrn Gesalbten lästern: schlagt, sag ich!

(*Tusch. Lärmtrommeln.*)

Geduldig seid und gebt mir gute Worte,
Sonst in des Krieges lärmendem Getöse
Ersäuf ich eure Ausrufungen so.

Herzogin: Bist du mein Sohn?

Richard: Ja, Gott gedankt sei's, Euch und meinem Vater.

Herzogin: So hör geduldig meine Ungeduld. [...]

Richard: Und, gute Mutter, kurz! Denn ich hab Eil'.

Herzogin: Bist du so eilig? Ich hab dein gewartet.
Gott weiß, in Marter und in Todesangst.

Richard: Doch kam ich endlich nicht zu eurem Trost?

Herzogin: Nein, bei dem heil'gen Kreuz, Zur Welt gebracht
Hast du die Welt zur Hölle mir gemacht.
Eine schwere Bürde war mir die Geburt;
Launisch und eigensinnig deine Kindheit;
Die Schulzeit schreckhaft, heillos, wild und wütig;

Dein Jugendlenz verwegen, dreist und tollkühn;
 Dein reifes Alter stolz, fein, schlau und blutig,
 Zwar milder, aber schlimmer, sanft im Haß.
 Welch eine frohe Stunde kannst du nennen,
 Die je in deinem Beisein mich begnadigt? [...]

Herzogin:

[...] Drum nimm mit dir den allerschwersten Fluch,
 Der mehr am Tag der Schlacht dich mög' ermüden
 Als all die volle Rüstung, die du trägst! [...]
 Blutig, das bist du; blutig wirst du enden:
 Wie du dein Leben, wird dein Tod dich schänden.“

Aus: William Shakespeare: **Richard III.** Stuttgart 1971 (Philipp Reclam jun.),
 Akt IV, Szene 4

Die Prosozialität der Kinder hat mehrere Facetten. Trösten und Teilen gehören dazu, dann vor allem aber das, was Fachleute „instrumentelles Helfen“ nennen. Beim instrumentellen Helfen nimmt ein Kind einen Akteur wahr, der unfähig ist, sein Ziel zu erreichen. Das Kind erkennt die Situation und handelt mit dem vorrangigen Ziel, den Akteur aus seiner Verlegenheit zu befreien. Die Hilfsbereitschaft stellt sich auch dann ein, wenn das Kind selbst keinen unmittelbaren Nutzen aus seiner Hilfestellung zu erwarten hat. Die Autoren können zeigen, dass extrinsische Belohnungen für Prosozialität nicht notwendig sind – im Gegenteil, extrinsische Belohnungen scheinen die intrinsische Helfen-Motivation eher zu untergraben.

Über konkrete Elterneinflüsse gibt es in dieser Arbeit leider nichts zu lernen. Gleichwohl öffnet das vorgestellte Modell der Moralentwicklung viel Raum für Argumente, die um die Idee der Gewissensentwicklung durch Elterneinflüsse kreisen, denn die ontogenetischen Entwicklungskaskaden funktionieren nicht ohne Bahnung durch das soziale Umfeld. In Warneken und Tomasello (2009) finden wir auch indirekt Unterstützung für die Idee der zwei Moralen, denn die genannten Autoren grenzen

den menschlichen Altruismus vom *mindless altruism* (S. 457) der Tiere ab, also von dem, was wir als gewissenfreie Moral bezeichnen möchten. Damit ist jener Altruismus angesprochen, mit dem Menschen in vielen Kontexten genauso ihre Fitnessbilanz befördern, wie es alle zum Altruismus fähigen nichtmenschlichen Organismen tun, allerdings ohne dass dabei irgendeine Gewissensaktivität eine Rolle spielt.

Nach diesem kleinen Exkurs in neuere Sichtweisen der Entwicklungspsychologie bleibt denkmöglich, dass die Entwicklung der konsequenzialistischen Moral sich auf dem von Thompson (2012) dargelegten Pfad der Ich-Entwicklung abspielt, während die Entwicklung der zweiten Moral, nämlich des Non-Konsequenzialismus, einer davon unterschiedenen Beschreibung bedarf, die – wie es aussieht – gut kompatibel mit dem Warneke/Tomasello-Bild der frühkindlichen spontanen Prosozialität und dem formenden Dirigat von Eltern und möglicherweise anderen Erwachsenen ist. Wir greifen diese Idee im Folgenden auf und wollen versuchen, durch Evolutionstheorie und Empirie inspiriert, die Entwicklung der zweiten, der Gewissensmoral in Beziehung zum Eltern/Kind-Konflikt zu bringen.

Übersteuerte Moral, pathologischer Altruismus, Schuld und Depression

Dass die Ontogenese des Gewissens mit Eltern/Kind-Konflikten zusammenhängt, ist geradezu ein Kernstück psychoanalytischer Auffassungen. Bekanntlich beschreibt Freud (1923) den erfolgreichen Aufbau des Über-Ich als Identifikation mit dem idealisierten Modell von den Eltern. Zwar können später auch andere idealisierte Personen, etwa Lehrer oder Idole, das Über-Ich beeinflussen, aber am Anfang dieses Prozesses steht die dominierende elterliche Instanz, insbesondere die des Vaters. Mit der Herausbildung des Über-Ich wird der väterliche Charakter fixiert, und je mächtiger der Ödipuskomplex ausfällt, desto strenger wird das Über-Ich später das Ich dominieren.

Auch wenn die Figur des Ödipuskomplexes wegen ihrer einseitigen Fixierung auf die Vater/Sohn-Dyade heftig kritisiert werden kann (Tyson & Tyson 1990) und deshalb aus evolutionärer Sicht kaum valide erscheint (Daly & Wilson 1990) – weshalb wir diese Spur auch nicht weiter verfolgen wollen –, so bleibt doch der prägende Einfluss von Konflikterfahrung auf die Gewissensbildung argumentativ bestehen. Wenn das Gewissen das Tun oder Getan-Haben durch Schuldgefühle und das So-Sein durch Scham verurteilt, dann lässt sich dies gemäß psychoanalytischer Auffassung auf die Angst des Kindes zurückführen, die Liebe seiner Eltern zu verlieren (Hirsch 2012). Vieles spricht dafür, dass Psychoanalyse, Psychologie und Evolutionstheorie insofern kompatibel sind, als dass sie in der elterlichen Autorität den Kristallisationskern für die Gewissensausformung und die individuelle Moralentwicklung sehen (vgl. Bischof 2012).

Überaus interessant ist nun, dass Psychologen einen engen Zusammenhang zwischen Schuld erleben auf der einen und altruistischen Motiven auf der anderen Seite sehen (Zahn-Waxler & Van Hulle 2012). Dieser Befund unterstützt ganz substanziell die Hypothese, dass durch das Gewissen Altruismusanforderungen reguliert werden.

Ferner erkennen Psychologen in der funktionalen Verknüpfung von Schuld und Altruismus einen Ursprung depressiver Entwicklungen (Zahn-Waxler & Van Hulle 2012). Das Risiko einer Depression – und folglich von Minderwertigkeitsgefühlen – steigt offensichtlich mit der Strenge des Gewissens und der damit verbundenen Verinnerlichung elterlicher Ansprüche. Wir haben es also offensichtlich mit einem vernetzten Zusammenhang von Altruismus, Moral und Depression zu tun, dessen triadische Dynamik in das einmünden kann, was man als „pathologischen Altruismus“ bezeichnet hat (Oakley et al. 2012).

„Die Fähigkeit, die Not anderer emotional mitzuerleben [...] kann zu Sympathie und Mitleid führen. Diese gelten als Gütezeichen positiver menschlicher Moralität. Die Vorstellung, dass es bei Kindern pathologische Empathie und pathologischen Altru-

ismus geben könnte, ist vielen tatsächlich ein Dorn im Auge. Jedoch zeigen manche Kinder eine Sorge für andere, die dem eigenen Wohlbefinden abträglich ist⁷, heißt es bei Zahn-Waxler & Van Hulle (2012: 322), und: „Das Moralsystem ist übersteuert; Empathie wird mit pathogener Schuld und Angst verkoppelt, was in Unterwerfung und Depression kumulieren kann.“ (S. 322)⁸ In psychoanalytischer Sicht hat sich „bei der Melancholie [...] das Ich ganz ergeben und die Unerbittlichkeit des Über-Ich übernommen“ (Hirsch 2012: 70).

Geborgenheit durch Gehorsam

Um zu beschreiben, wie so etwas funktionieren kann, bemüht Hirsch (2012) das Bild eines Virus, das in den Zellkern fremdes Genmaterial einschleust und den Organismus damit unter sein Diktat zwingt. In psychoanalytischer Sprache entspricht dem Virus das Introjekt, also verinnerlichte Aspekte der Außenwelt, insbesondere von Werten und Normen. Die Autonomie verbietenden Über-Ich-Introjekte bleiben Fremdkörper und steuern im Bild von Hirsch (2012) das Erleben und Verhalten wie ein fremdes Programm einen Automaten – mit all jenen negativen Folgen, von denen schon die Rede war: Mutlosigkeit, Depression und Reduzierung der Ich-Funktionen einschließlich mangelnden Selbstwerts mit – im Extrem – einer Affinität zu Suizidgedanken.

Die Introjekte kommen „von oben“, will sagen von den frühen Autoritäten im Leben, und das sind die Eltern. Insofern kann Gewissensbildung „als eine Art introjizierter Rangordnung“ (Bischof 2012: 364) aufgefasst werden. Die Wurzeln der Gewissensemotionen von Scham und Schuld wären demnach in sozialer Submission zu finden. Die „introjizierte Rangordnung“

⁷ „The capacity to emotionally experience the distress of the other [...] can lead to sympathy and compassion. These are hallmarks of positive human morality. Indeed, the idea of pathological empathy and altruism in children is an anathema to many. Yet, some children show concern for others that may be detrimental to their well-being.“

⁸ „The moral system is on overdrive; empathy becomes coupled with pathogenic guilt and anxiety, culminating in submission and depression.“

verleiht dem existenziellen Dilemma der Kinder, Geborgenheit durch Gehorsam erkaufen zu müssen, ein konkretes, realpsychologisches Gesicht.

Nun könnte man geneigt sein zu argumentieren, dass das Studium pathologischer Besonderheiten wenig informativ für ein Verständnis funktionaler Angepasstheiten im normalpsychologischen Bereich ist. Schließlich entstehen Pathologien deshalb, weil etwas aus dem Ruder gelaufen ist. Pathologien haben jedoch ihre subpathologischen Nachbarn und diese wiederum den normalpsychologischen Fall an ihrer Seite. Sie sind so gesehen nur eventuell dysfunktionale Extremfälle auf einem an sich funktionalen Gradienten. Indem man sie untersucht, kann man deshalb Hinweise auf die adaptiven Funktionen erhalten, deretwegen das System biologisch evolviert ist. Häufig versteht man adaptive Systeme gerade über eine genaue Analyse ihrer Fehlfunktionen.

Zwei der hervorstechendsten psychogenen Pathologien, die in der Gewissensentwicklung ihren Ursprung nehmen, sind zweifellos Trennungsangst (die man nicht – was leicht geschehen kann – mit der Verlustangst verwechseln sollte) und Essstörungen. In der Trennungsangst wird Schuld als Reaktion auf eine vermeintliche Beeinträchtigung des Wohlbefindens der Eltern erlebt. Schuldgefühle stellen sich folglich bei einem Verhalten ein, das die Eltern in irgendeiner Weise frustrieren, behindern, in Sorge versetzen oder traurig stimmen könnte – kurz: Man empfindet sie als Folge vermeintlicher Disloyalität den Eltern gegenüber (Kasten 4-3).

Dabei kanalisiert das Gewissen nicht nur wie ursprünglich gedacht Triebwünsche, sondern, worauf Hirsch (2012) explizit hinweist, auch Ich-Bestrebungen, wie die nach Autonomie und Selbstbewusstsein – also Bestrebungen, die gegebenenfalls gegen die Interessen der Eltern gerichtet sind. Allein schon die Entwicklung von Autonomie hat das Potenzial, als disloyale Verfehlung interpretiert zu werden, was Kinder gegebenenfalls dauerhaft und willfährig an ihre Eltern bindet. Schließlich ist auch der Wunsch, die Liebe der Eltern zu erhalten, eine Ich-Bestrebung (Hirsch 2012).